

Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 5 (1910-1911)
Heft: 4

Rubrik: Literatur und Kunst des Auslandes

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kunstserie schon um ihres rein menschlichen Gehaltes willen interessieren, wenn auch jeder Kunstfreund für die Wandlungen und

die großen ästhetischen Möglichkeiten der heute halb vergessenen Technik ein aufmerksames Auge haben wird! J. C.

Literatur und Kunst des Auslandes

Wiener Burgtheater. Am 24. November erlebte am Hofburgtheater die dramatische Historie „Der junge Medardus“ von Arthur Schnitzler ihre Uraufführung. Das Stück hatte einen glänzenden Erfolg und verdient ihn auch. Die ungemein lebendige und reich bewegte Handlung, in deren Mitte der Wiener Bürgersohn Medardus Klähr steht, spielt in Wien im Jahre 1809. Es ist Schnitzler meisterhaft gelungen, die Stimmung jener gewitterhaften Zeit Napoleonischer Weltherrschaft durch das ganze Stück hindurch festzuhalten. Meisterhaft ist auch wieder die Zeichnung der Charaktere, ihre psychologische Begründung und Entwicklung. „Er ist ein großer Prüfer und durchschaut das Tun der Menschen ganz“, sagt Cäsar von dem hagern Cassius. Das gleiche gilt auch von Schnitzler. Hand in Hand mit dieser glänzenden Menschheitsdarstellung geht auch die vorzügliche Komposition des Werkes. Wiewohl das Namensregister über siebzig Personen aufweist und die Gefahr der Zersplitterung sehr nahe lag, verlaufen die Hauptlinien völlig ausgewglichen und harmonisch ineinander. Alle diese Vorzüge machen die ungemein starke Wirkung begreiflich. Wir werden demnächst auf das hochbedeutende Werk zurückkommen.

S.

Paris. Leoncavalló hat als Opernkomponist debütiert: dem Théâtre Apollo, das „Die lustige Witwe“ und

„Walzertraum“ auf dem Repertoire hat, war die Uraufführung von „Malbrouk s'en va-t-en Guerre“ vorbehalten, eine schlimme Verballhornisierung einer geschichtlichen Episode, eine noch schlimmere der darauf basierenden Volkslegende.

„Malbrough s'en va-t-en guerre,
Mironton, mironton, mirontaine!
Malbrough s'en va-t-en guerre,
Ne sait quand reviendra —
Il reviendra à Pâques
Ou à la Trinité . . .“

Dies Volksliedchen, das die Kinder überall zum Reigen auf der Straße singen und das aus dem Herzog Marlborough, dem berühmten englischen General und Besieger der Franzosen in der Schlacht von Malplaquet eine Spottfigur macht, die immer in den Krieg zieht und nicht weiß, wann sie wiederkehrt, zu Ostern oder dem Dreieinigkeitsfeste — dies Volksliedchen verlockte Maurice Vaucaire und A. Nessi, ein Libretto zu schreiben, das teils recht amüsant ist, aber noch viel amüsanter hätte sein können . . . Ihr Malbrouk wird ohne weiters zu einem französischen Vizekönig von Navarra, der nach tausend fabelhaften Schlachten in den Kreuzzügen von Napoleon III. eine junge spanische Marquise heiratet, bei der vielleicht alles, nur nicht ihre Schönheit zu bezweifeln ist. Nach der Trauung, vor der Kapelle, erscheint ein Herold des Königs von Aragon, der Malbrouk zum sofortigen Auszug gegen

den Sultan Ali-Bubu auffordert. Der arme Kriegsheld muß aufs hohe Roß, noch ehe er die ersten Freuden des Honigmonds naschen konnte; die jungfräuliche Königin verbleibt unterm Schutze einer Anzahl Ritter, darunter Renaldo, der sich unter der Maske Malbrouks in die Kämme hineinsingt. Als der König inkognito nachts zurückkommt, findet er seinen Platz bereits besetzt. Es gelingt ihm in der Dunkelheit nur, die linke Schnurrbarthälfte des Betrügers mit dem Schwerte herunterzuhauen. Aber Renaldo ist schlau — er rasiert sämtlichen schlafenden Rittern die linke Schnurrbarthälfte weg — und der gehörnte König vermag beim Tageslicht nicht zu sagen, wem er die neue Kopfzierde verdankt — dem gesamten Ritterkorps, das wagt er nicht zu hoffen. Der Sultan Ali-Bubu hilft ihm mit einem Schloßüberfall aus dieser ehelichen Verlegenheit: Aber wie es die Operette will, erkennen sich die beiden Feinde als frühere Intimusse; Ali-Bubu ist verliebt in die spanische Schwiegermutter, für die er Malbrouk seinen ganzen Harem überläßt; da der König von Navarra wegen seiner Freundschaft mit den Sarazenen entthront und an seiner Stelle Renaldo eingesetzt wird, behält Malbrouk den Harem und Renaldo die Königin. Die Musik ist nicht viel witziger . . . Sie zeigt auch kaum mehr als die rechte Hälfte von Leoncavallos stattlichem Schnurrbart. Daß der Komponist von „Bajazzo“ einmal so viel Geld verdienen möchte wie Lehár oder Fall, ist begreiflich, ebenso, daß er es nicht wird. Es wurde angekündigt, die Operette solle in erster Linie eine Verulaltung der großen Oper sein; in der Tat verstümmelte Leoncavallo Verdi, Rossini, Bellini, Gounod, Thomas und Wagner und damit auch seine eigensten Opusse, die sich ja bekanntlich aus all dem zusammensezten . . . Viel Lärm, einige nicht immer geschmackvolle kontrapunktiische Scherze, aber keine einzige Ope-

rettenmelodie. Doch eine: die Melodie des unverwüstlichen Volksliedchens „Malbrough s'en va-t-en guerre!“ Die verhilft in ihrer hübschen Tonsetzung dem Schluß des ersten Akts zu durchschlagendem Erfolg. Im zweiten Akt, der ganz ins Gebiet der lyrischen Oper gehört, gespielen zwei Liebeslieder mit obligatem Mondschein. Erst im letzten Akt findet sich etwas, was als Operettennummer bleiben wird, ein spanischer Tanz mit originellem Rhythmus, den sämtliche Zigeunerorchester viele tausendmal heruntergeigen werden. Doch im übrigen ist die Erfindungsöde unerträglich. Eine glänzende Darstellung und Ausstattung verhelfen zu einem äußern Erfolg. Corradetti, ein Mailänder Tenor, sang den Malbrouk, Mme. Cébron-Norbens von der Komischen Oper die junge Königin.

— „Montmartre“ als Sittenstück, dieser Titel allein muß ein großes einheimisches und Fremdenpublikum nach dem Vaudeville-Theater locken; der junge Literat Pierre Frondaine hat nicht falsch spekuliert. Man braucht nur die „Montmartroise“ auf die Bühne zu stellen, und sie reüssiert immer. Insbesondere, wenn man eine starke Portion Sentimentalität nebst moralischen Anwandlungen in den Sündenpfuhl hineinröhrt. Also ein angehender Komponist mit Namen Maréchal lernt ohne Mühe Marie-Claire, ein Mägdelein des Moulin Rouge, kennen und hat größere Mühe, ihre schmachtenden Augen und unschuldsvolle Verderbtheit wieder zu vergessen. Ein vorurteilsloser Haushalt wird gebildet. Schulte vom Brühl hat einmal in einem kühnen und geistreichen Epos ein ähnliches Idyll nach Hamburg verlegt; aber seine deutsche „Sündnerin“ tötet sich — in Anbetracht des Unmöglichen. Die Montmartreblüte verdüstet weniger tragisch; sie verdüstet im Automobil des Millionärs Logerce. Kaum mit der schwersten aller Perlenketten beglückt, wallt

freilich ihre Komponistenliebe wieder auf: sie wirft Logerce die Kette ins Gesicht — wobei die Perlen in den Saal rollen und alle Geladenen auf dem Bauche rutschend danach Jagd machen. Marie-Claire flieht mit ihrem Maréchal ein zweites Mal, was um so begreiflicher ist, als er inzwischen seinen großen Opernerfolg hatte. Sieben Jahre später aber begegnen wir ihr wieder im Moulin Rouge, abgetakelt, abgetan, auf der schiefen Ebene; Maitre Maréchal zieht betrübt die Konsequenz aus seinem Liebesroman, die Frondaie in der bedeutenden Wahrheit verkündet, daß in der Roten Mühle kein Mehl für Hausfrauenkuchen gemahlen wird. Natürlich ist Mlle. Polaire die „Montmartroise“ — dünnste Taille, tiefstiegendste Augen, größte Hysterie und gefährlichste Gutherzigkeit. Da der echte Montmartre mehr und mehr verschwindet, tun die Boulevardtheater recht, mitunter darzustellen, wie es einmal da oben war C. L a h m.

London. Wenn es schien, als wollte die Wintersaison hier nicht unbedeutend werden, so mag die Freude etwas verfrüht gewesen sein: noch immer ist kein Künstler erwacht.

Aus der Menge der Neuheiten ragen einige etwas hervor. So Laurence Irving's Dreiaukter: „The Unwritten Law“, nach einer Novelle Dostoeffskis. Kodion Raskolnikoff, ein intellektueller Anarchist, erschlägt einen Wüstling, der seiner Geliebten nachstellt. Doch verschmäht sie ihn nachher als Mörder. Kodion stellt sich dem Gericht. Nach drei Jahren Kerker gewinnt er seine Braut wieder. Das Stück leidet aber daran, daß Kodion als Charakter zu enge ist und darum das Stück gar nicht zu tragen vermag. — In einer Matinée des „Shakespeare-Memorial-National-Theater“ wurden zwei neue Dramen gegeben: „The dark Lady of the sonnets“ von Bernhard Shaw

und „The Kiss“ von George Paston. Wie das meiste, ist auch dies Stück Shaws eine literarische Grobheit: Shakespeare wird als sentimental, betrügerischer Liebhaber der „Lady of the sonnets“ gezeigt und seine Lustspiele als — „hirnverrückte Tollheiten“ abgetan! Sein Machwerk ist ziemlich wertlos. Pastons Stück, einem Deutschen nachgemacht, ist konfus und künstlerisch gar nicht ernst zu nehmen. Shakespeare hätte doch wohl eine vernünftigere Ehrung verdient. — „The Eccentric Lord Comberdene“, eine Farce von C. Carton, ist lediglich ein verworrenes Abenteuer eines beschränkten Lords mit der russischen Fürstin Ina Drowinsky, die nichts Interessantes an sich hat, als daß sie von Nihilisten verfolgt wird. — Aus New York wurde „Decorating Clementine“ (nach Caillavets und Flers: *Le Bois Sacré*) eingeführt. Doch wäre dies etwas alberne Stück besser im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten geblieben. — Ein Dreiaukter von Morley Roberts „False Dawn“ zeigt in einigen hübschen Szenen, wie ein edler Jüngling, der von der einstigen Verführung seiner Braut durch einen Grafen erfährt, dennoch sein Mädchen noch achten muß und sie zur Gattin zu erheben vermag.

— In der Whitechapel Art Gallery ist vor kurzem eine der interessantesten Ausstellungen eröffnet worden, welche die Hauptmomente in der Entwicklung der Bühne darstellt. Bemerkenswert ist namentlich der Shakespeareaal, wo ein Modell des Globetheaters und einige seltene Bildnisse des Dichters zu sehen sind. Die bedeutendsten Schauspieler des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, wie Mrs. Siddons, beide Kemble, Irving, Ellen Terry, Tree u. a. sind in Bildnissen von Zeitgenossen (Gainsborough, Reynolds, Hamilton, Watts) versammelt. Die „Hellenic Society“ stellt Modelle griechischer und römischer Theater aus, die „Deutsche“

Reformbühne“ Pläne und Modelle der neusten deutschen Theater. Die Ausstellung ist besonders reich an alten Drucken, Stichen und Erstausgaben, namentlich Shakespeare'schen Dramen.

E. O. M.

Marionettenkunst. In München ist graziöser und feiner, als es wohl je gewesen, das Marionettentheater wiedererstanden. Für diese Bestrebungen mit der Tendenz „Anmut bringen wir ins Leben“ hat Direktor Brann ein reizend intimes Haus erbauen lassen, das einen der Hauptanziehungspunkte unter den diesjährigen Vergnügungsstätten im bekannten Ausstellungspark hinter der Bavaria bildet. — Die Miniaturtheaterkunst in Tsarathen hat eine alte Tradition; schon das 1844 gegründete „Münchner Marionettentheater“ vom Schlachtenmaler und General R. W. von Heideck hatte den Zuspruch von Volk und Hof. Als es der nachmals berühmt gewordene „Papa Schmid“ 1858 übernahm und der vortreffliche Graf Poccii ihm allmählich mehrere 50 Zauberstücke voll Humor und Hexerei, zugleich mit Musik, schenkte, da wurden die „Kasperln“ noch beliebter. Direktor Brann läßt heute mit Recht auch die Stücke Poccis noch nicht fallen; wer „Kasperl als Porträtmaler“ gesehen hat, ahnt den Zauber, welchen im spielfrohen deutschen Volk einst der Pickelhering, Hanswurst, Larifari usw. ausübten. — Was er strebt nun Brann? Den alten Zaubergeist bewahrend will er ihn mit den modernsten Künsten auch äußerlich wirklich machen. Die Dekorationen, Figuren, Gewänder ließ er durch Maler und Holzschnitzer vom Rang eines Julius Diez, Wilhelm Schulz, O. Gulbransson u. a. m. entwerfen, das Münchner Kunstgewerbe fertigte ihm entzückende Möbel, eine Verwandlungsbühne im kleinen, wie sie das Residenztheater im großen besitzt, wurde geschaffen, subtile Lichtstim-

mungen ausprobiert, der Sprech- und Gesangsteil hervorragenden Kräften übergeben — was wunder, daß dieses Miniaturtheater nun prachtvolle Gesamtwirkungen hervorzurufen vermag?! Edle Feinkunst, wie Mozarts Schäferspiel „Bastien und Bastienne“, ist in das Marionettentheater hereingezogen worden und bildet jetzt wohl die Perle der dortigen Darbietungen. Die zarte Musik, die vollkommen ausgerüsteten Puppen, welche, bald im Licht, bald im Dunkel sich graziös bewegen, von geheimen Mächten geführt, die Stimmen hinter der Szene hervor singend, — muß da nicht selbst ein nüchterner Beschauer in die Traum- und Zauberphäre versetzt werden? Mimik gibts freilich nicht, aber Gestik, und, welche Mängel immer einem Puppenspiel anhaften, mag es noch so vollkommen sein, diese scheinbare Spielerei einer Bühne, wo Fäden und Drähte die „Künstler“ bewegen, ruft durch die Kombination vieler künstlerischer Elemente doch wahrhaft edle Eindrücke hervor. Branns „Marionettentheater Münchner Künstler“ hat reichen Erfolg, ein Zeichen, daß heute neben der schreienden Unkultur, welche für die „Lustige Witwe“ und dgl. bis zum Blödfinn begeistert ist, doch auch Sinn für Liebliches, Anmutreiches erster Art sich regt und bewahrt. **Otto Volkart**

Künstlerisches aus Berlin. Neben den beiden großen Gedächtnisausstellungen, welche die Königliche Akademie der Künste den Künstlern Franz Skarbina und Joseph Olbrich gewidmet hatte, bildet bisher die Schwarz-Weiß-Ausstellung der Sezession das bedeutendste künstlerische Ereignis dieser Saison. Diese Ausstellung, die sich seit einigen Jahren zu einer ständigen Institution entwickelt hat, zeigt diesmal einen Reichtum und eine Mannigfaltigkeit, wie selten oder nie zuvor. Sie führt

uns Werke der besten Meister vor, die sonst streng verborgen in Sammlungen aufbewahrt werden. So sind beispielsweise 39 phantastische Handzeichnungen des Spaniers Goya (nouveaux caprices), die bis jetzt noch nie der Öffentlichkeit zugänglich waren, ausgestellt, sodann einige prachtvolle Gouys, Daumiers und Degas, ferner kostbare Blätter der Radierer Meryon, Corot, Legros. Von den Franzosen sind auch neuere Künstler wie Manet und Renoir, von den Deutschen ist Rethel vertreten. Aber die Schwarz-Weiß-Ausstellung, die sich trotz dieser Bezeichnung keineswegs auf Graphik beschränkt, erweckt auch ein besonderes Interesse durch die vielen Vorarbeiten, von der flüchtigsten Skizze bis zur vollendesten Zeichnung, die einen interessanten Einblick ins Schaffen der Künstler geben. Ferdinand Hodler ist ein ganzes Kabinett überlassen worden, das 72 Zeichnungen, darunter auch Jugendwerke, Tierstudien und Entwürfe zu seinen Meisterwerken, füllen. Zwei Lithographien (davon eine farbig) des Zürcher Freskos „Rückzug von Marignano“ und des „Auszugs der Jenenser Studenten“ wurden den Zeichnungen beigefügt. Neben diesem Meister ist die Schweiz auch durch Karl Hänni (Bern), der die Ausstellung mit drei Holzschnitten bestückt hat, und Karl Walser (Berlin), von dem fünf Aquarelle ausgestellt sind, vertreten. Der Plastiker August Heer zeigt eine männliche Büste in Gips und eine Marmorbüste Olaf Gulbranssons.

Auch im Salon Eduard Schulte, der eine Reihe von Kollektivausstellungen zeigt, war in letzter Zeit die Schweiz vertreten. Einen ganzen Saal füllte der Münchener Schweizer Hans Beat Wieland mit kräftigen Landschaften, deren Sujets mit Vorliebe dem Gebirge entnommen sind. Sonnig farbige Sommerbilder wechseln mit frischen Schneelandschaften, unter denen sich auch eine vom hohen Nor-

den fand. Am stärksten aber zeigt sich Wieland in dem monumentalen Figurenbild der „Fahnenschwinger“, mit den kraftvollen Alpbern, die vor einem imposanten Berghintergrund die Fahnen der Alpkantone schwenken. Etwas stiller, aber darum nicht weniger gediegen ist die Kunst des ebenfalls in Münchens lebenden Zürchers Fritz Oßwald, dessen Arbeiten in einem Nebenraum ausgestaltet waren. Auch Oßwald zeigt, wie sein Landsmann Wieland, eine starke Vorliebe für Schneelandschaften; aber er entnimmt seine Motive weniger dem Gebirge, wie jener, als dem Flachland und der Hochebene.

Neben diesen Ausstellungen, in denen junge Schweizer Künstler zu Worte kamen, war es auch eine Schweizer Gemäldeausstellung, welche gleichzeitig die Kunstliebhaber interessierte. Am 29. November kam in der Galerie Eduard Schulte (Unter den Linden, Berlin) die Basler Sammlung La Roche-Ringwald unter den Hammer. Der bekannte Kunstschriftsteller Rosenhagen schreibt in seinem Vorwort zu dem pompös ausgestatteten Auktionskatalog, daß die Galerie des Herrn Louis La Roche-Ringwald ihrem Umfang nach wohl die größte und, was ihren Inhalt betrifft, ohne Zweifel die bedeutendste Sammlung von Schöpfungen der neueren deutschen Kunst im Privatbesitz sei, und daß sie so etwas wie das Ideal einer zugleich vornehmen und bedeutenden Privatsammlung vorstelle. Denn Herr La Roche wußte sich in der Auswahl der Bilder zu beschränken und hat dadurch der Sammlung ihr individuelles Gepräge verliehen. Sein Grundsatz war, nur Werke lebender Künstler zu kaufen, und unter den ersten Bildern der neu gründeten Galerie fand sich ein Gemälde von Böcklin, dem sich später noch andere zugesellten, so daß im ganzen vier Werke dieses Meisters versteigert werden

könnten. Für das 1871 gemalte „Bergschloß“, das zweifellos zu den reifsten Schöpfungen des Künstlers gezählt werden muß, und das in dem lebhaften Rot der den Berg hinaufziehenden Kriegertruppe eine fabelhafte Farbenwirkung enthält, wurden 28,000 Mark geboten, während die berühmte „Susanna im Bade“ für 12,900 Mark, eine kleine „Pietà“ für 12,400 Mark und die „Büßende Magdalena“ für 8500 Mark weggegeben wurden. Der größte Preis wurde für Leibls „Spinnetrin“ bezahlt, die für 75,000 Mark für das Museum der Stadt Leipzig erworben wurde. Der Gesamterlös der Auktion beträgt 750,000 Mark. In der über hundert Gemälde zählenden Sammlung fanden sich auch die wichtigsten Repräsentanten der Piloty-Schule, des Schleich-Lier-Kreises, der Diez-Schule, sowie der Cronbergerkolonie.

Am 15. November hatte im hiesigen Kunstauktionshaus Lepke die Auktion von 38 Gemälden und Zeichnungen Giovanni Segantinis aus dem Besitze des Herrn Alberto Grubicy in Mailand stattge-

funden, der seine Galerie wegen seines Wegzugs nach Paris auflöst. Waren es auch keine der Hauptwerke des Meisters, so fanden sich doch immerhin herrliche Stücke in dieser Sammlung. Jugendwerke, wie die in der Brianza entstandene „Kürbisernte“, das tiefgestimmte Stilleben mit der „Toten Gemse“ kamen zur Auktion, sowie die später in der stillen Bergwelt geschaffenen Werke, die schon die dem Meister eigene Technik aufweisen: „Kuh an der Tränke“, „Der Schimmel“, Studien zu dem kostlichen „Maientag im Gebirge“, zu der „Schäffschur“, zum „Winterabend in Savognino“. Aber auch Werke, die Segantini erst auf Maloja geschaffen hat, wie die „Liebesfrucht“ und die „Liebesgöttin“, waren in der Galerie Grubicy. Zwischen diesem Sammler und Segantini bestand eine feste Freundschaft, und alle Werke des Malers sind durch seine Hände gegangen. Grubicy war es auch, der nach des Künstlers Tod die unvergeßlichen Segantini-Ausstellungen, in Paris, Mailand, Wien und in Deutschland veranstaltet hatte.

B.

Die Schweiz im Spiegel des Auslandes.

In dieser Rubrik veröffentlichen wir — soweit sie uns zu Gesichte kommen — alle wichtigeren ausländischen Urteile über schweizerische Kultur. Wir bringen dabei sowohl die anerkennenden wie die ablehnenden Urteile zum Abdruck, um ein den Tatsachen entsprechendes Bild zu geben und der so oft geübten einseitigen Schönfärberei zu begegnen.

Die Wirklichkeitsfreude der neueren schweizerischen Dichtung. Von Oskar F. Walzel.

Ein Jahr, nachdem — unverdient spät — Karl Spittelers „Darstellung“ „Conrad der Leutnant“, mit welcher der wohl phantasiestärkste der lebenden Schweizer Dichter die epische Literatur um ein kraftstrotzendes, über alle lebendig gesehnenen Wirklichkeiten

hinaus zu allgemein tragischer Wirkung aufsteigendes Stück gemehrt hat, in neuer Auflage ausgegangen ist, mustert O. F. Walzel in seiner ersten Vorlesung im neuen Amte das Thema „Die Wirklichkeitsfreude der neueren schweizerischen Dichtung“. Pflegen Reden solcher Gelegenheit überkommener Art gemäß ein persönliches Bekenntnis zu bringen, so bringt die des feinsinnigen